

*Deutsche Geschichte im Osten Europas. Begründet von Werner Conze. Bd. 2: Böhmen und Mähren. Hrsg. von Friedrich Prinz.*

Siedler, Berlin 1993, 543 S., zahlr. Abb., Karten.

Wenn ein renommierter deutscher Verlag, noch dazu nach langer Vorbereitung, ein zehnbändiges Sammelwerk herausgibt, begründet von einem der namhaften deutschen Historiker aus der letzten Generation, dann darf man einen wohlwogenen Reihentitel erwarten. Wenn dieser Titel heißt: Deutsche Geschichte im Osten Europas, dann weckt das bereits eine Orientierungsfrage. Denn der Osten Europas ist unzweifelhaft Rußland. Dort wird man deutsche Geschichte nicht ohne weiteres suchen wollen. Aber tatsächlich, einer von zehn Bänden trägt diesen Titel. Das verwirrt. Man muß also zunächst einmal zur Kenntnis nehmen, daß hier mit dem Begriff „Deutsche Geschichte“ die Geschichte von Deutschen gemeint ist. Das ist, ohne lange Diskussion, so mißverständlich, wie ein Titel nicht sein sollte. Es klingt nach einer Inanspruchnahme, nach der man wohl oder übel mit gleichem Recht von polnischer Geschichte im Westen Europas sprechen konnte, wenn man die Wirksamkeit Hunderttausender Polen im Ruhrgebiet bedenkt.

Zweifellos liegt dem demokratisch engagierten Verlag jede aggressive Inanspruchnahme dieses Buchtitels fern. So bleibt übrig, deutsche Geschichte sei in zeitlicher und räumlicher Selektion zu verstehen, überall da, wo Deutsche lebten und wirkten, aber ein peinlicher Nachgeschmack bleibt denn doch: Kann man wirklich diese Art von Wirksamkeit in Pommern, in Schlesien oder auch in Ostpreußen über sieben, acht Jahrhunderte der neueren europäischen Geschichte vergleichen mit dem Leben in deutschen Sprachinseln an der Wolga oder in Wolhynien in den letzten 200 Jahren? Darf man tatsächlich so sehr die Regionalgeschichte einer „Volksgruppe“ gleichsetzen mit der großräumigen, nationsbildenden Entwicklung in unmittelbarem politischem Verbund? Ein solches Unternehmen ist so nahe glücklich überwundenen Inanspruchnahmen in unserem Geschichtsbild, daß es eigentlich nie, und erst recht nicht durch eine Buchreihe im Großformat auf Hochglanzpapier, wiederholt werden sollte.

Bleibt die leidige Geographie! Ganz ohne Mitteleuropadiskussion: Ich bin noch keinem polnischen oder tschechischen Historiker begegnet, der seine Herkunft in den Osten Europas verlegt hätte. Aber gerade das insinuieren nun die einzelnen Bände dieses Unternehmens. Sie sind unter anderem Schlesien, Pommern, dem „Land an der Donau“, womit wohl das zentrale Ungarn gemeint ist, sie sind auch dem östlichen Oberitalien, Krain, dem südlichen Kärnten und der Südsteiermark gewidmet. Sie definieren auch eine „Welt zwischen Warthe und Weichsel“ als den Osten Europas, und nur, wie gesagt, der Bandtitel „Rußland“ wäre nach allen heute üblichen Begriffen richtig eingeordnet. Wiederum enthalte ich mich in aller Freundschaft der Überlegung, daß man von einem sehr mittelpunktsbezogenen deutschen Denken natürlich jenseits der Oder „den Osten“ beginnen lassen könnte, denn ich bin ganz sicher, daß ich mit dieser Erwägung die Intentionen dieser bibliophilen Großunternehmung nicht träfe. Aber wie hört sich denn das nun wirklich an: Deutsche Geschichte im Osten – Böhmen und Mähren? Ich bin offenbar nicht der einzige Kritiker dieses Großtitels. Denn Hartmut Brockmann, einer der Bandherausgeber, hat inzwischen den gewählten Titel in den Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 4 (1994) verteidigt, weil andernfalls, wie er schreibt, nur barocke Langatmigkeit zur Debatte stünde (S. 128). So hilflos ist die Sprache aber doch wohl nicht. Geht es denn nicht, bei neun von zehn Bänden, um die Deutschen im östlichen Mitteleuropa? Und haben wir nicht die nationale Inanspruchnahme gerade erst überwunden, wonach die Deutschen überall gleich auch deutsche Geschichte machen, nicht etwa böhmische, schlesische, sächsische?

Ich bekenne mein volles Unverständnis diesem und auch den anderen Buchtiteln gegenüber, namentlich im Hinblick auf Werner Conze, der dieses Unternehmen begründet hat. Er selbst hinterließ immerhin einen Sammelband mit dem Titel: „Ostmitteleuropa“!

Unter diesen Prämissen haben es denn auch die beiden Autoren des vorliegenden Bandes nicht leicht, mit ihrem Buchtitel zurechtzukommen. Friedrich Prinz, der Herausgeber und Verfasser des neuzeitlichen Parts, spricht von einem „Zweivölker-schicksal“. Das stimmt, genau genommen, schon nicht recht mit dem Obertitel überein. Aber es entspricht etwas besser den Realitäten, denn über Geschichte in Böhmen und Mähren läßt sich nun einmal nicht als über deutsche Geschichte schreiben. Klarer formuliert die Sache Peter Moraw, der es in diesem Band übernommen hatte, das

Mittelalter darzustellen. Er definiert lange Jahrhunderte der alten Reichszugehörigkeit mit der politischen Organisation des bekanntermaßen archaischen Gebildes als dem entscheidenden Faktor für die Nomenklatur: „Gewiß waren – von heute aus gesehen – Deutsche die Hauptträger des Gemeinwesens, dem aber auch stets zahlreiche – ebenfalls von heute aus gesehen – Nichtdeutsche und solche Deutsche angehörten, die das Deutsch anderer Deutscher nur mit Mühe verstanden . . . Eine Geschichte also, an deren ersten Anfang der Begriff deutsch ohne Bedeutung war, mündete gleichwohl in die moderne deutsche Geschichte ein“ (S. 25).

Das ist auf jeden Fall die Einsicht des Mediaevisten. Aber diese böhmisch-mährische „Reichszugehörigkeit“ hat Entwicklungsstufen. Mit Recht sieht Moraw dabei nicht etwa die hussitische Revolution für eine entscheidende Veränderung an, denn da war die Zugehörigkeit zum Reich bemerkenswerterweise niemals umstritten. Sie wurde still ignoriert und ebenso still wieder aufgenommen, als man 1436 den römischen Kaiser im Veitsdom zum böhmischen König krönte. Dagegen brachte die Provinzialisierung der böhmischen Länder seit 1620 eine merkbliche Entfernung vom Reich, und seit 1806 bestand es nun eben gar nicht mehr, so daß sich die Reichszugehörigkeit wohl nur für die mittelalterlichen Jahrhunderte als entscheidend gegenüber jeder modernen sprachnationalen Betrachtung empfiehlt. Statt dessen aber, und hierin hat die hussitische Revolution Epoche gebildet, setzte eine konfessionelle Trennung ein, bis schließlich der habsburgische Absolutismus die böhmischen Länder in gehöriger „Reichsferne“ hielt. Zugleich gewann dabei die „böhmische“ Sprache der Mehrzahl der Landesbewohner als Definitionskriterium an Bedeutung, bezeichnenderweise bereits mit der Gegenreformation, ehe sie sich nach dem Ende des „Alten Reiches“ im 19. Jahrhundert schließlich zur entscheidenden politischen Sprengkraft im Lande formierte. Aber zur Erklärung dieser Entwicklung genügt das Ende der alten Reichsgeschichte wohl nicht mehr. Das nationale Kriterium ist mit dem demokratischen aufs engste verbunden, und das in der historischen Gesamtentwicklung. Der Weg von den dynastischen zu den konfessionellen Organisationskriterien führt unzweifelhaft zu den nationalen, so wie sich die Fundamentalisierung jeder politischen Mitsprache aus Sprache entwickelte.

Nun sind Deutsche und Tschechen am historischen Prozeß in den böhmischen Ländern bekanntermaßen nicht gleichmäßig beteiligt. Die einen kamen, als die anderen schon da waren; also entwickelten sich einigermaßen getrennte Siedlungsgebiete. Aber in den einigermaßen, wie gesagt, getrennten Räumen entstanden nun eben nicht durchgängig getrennte regionale Organisationen. Stadt- und Dorfgemeinden bildeten zwar ein zukunftsträchtiges Novum, aber das Ganze wurde in eine politische Pyramide eingefügt, die vordem schon bestand. Die deutschen Zuwanderer organisierten, das ist so bekannt wie folgenreich, kein eigenes Territorium auf dem Boden der böhmischen Länder. Sie wurden böhmische Untertanen, beziehungsweise mährische, und zwar bald noch enger und intensiver und über den Rahmen der ohnehin föderalistischen Grundstruktur des Reiches hinaus. Wenn man ihren politischen Anteil am Landesganzen im Rahmen dieser Struktur erfassen will, bietet sich jenes treffende Bild an, das Peter Moraw gebraucht: Er spricht von einer „unvollständigen Sozialpyramide“, welche die Deutschen aufgebaut hätten, als Bauern und Bürger, aber ohne eigenen Adel und ohne Prälaten. Und selbstverständlich ohne einen Anteil an den

dynastischen Spitzen. Ein solcher Zusammenhang ist hier gewiß nicht zum ersten Mal angesprochen. Kleo Pleyer konstatierte schon in den dreißiger Jahren, daß sich in der Ahnengalerie der Sudetendeutschen nicht Fürstenporträts und blanke Rüstungen finden ließen, sondern nur schwielige Hände. Umgesetzt in der umsichtigen und distanzierten Betrachtung von Peter Moraw findet man denn auch in seinem Beitrag ein interessantes Stück Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Dabei hat Moraw noch die Möglichkeit, bestimmte Lebensformen mit bestimmten Impulsen aus der westlichen Nachbarschaft übereinzubringen und solcherart und so etwas wie einen deutschen Leistungsanteil an der gesamten Entwicklung deutlich zu machen.

In dem weit umfangreicheren Beitrag von Friedrich Prinz (S. 180–482) sind solche Unterscheidungen problematischer. Im Grunde beschreibt Prinz deswegen denn auch eine böhmische und mährische Geschichte, keine „deutsche“. Gemessen an dem in den letzten Jahrzehnten Publizierten, bedürfte sein Text freilich dringend einer gründlichen Erneuerung. Diskussionen im einzelnen übersteigen das Anliegen dieser Rezension. Grobe Grundfehler sind eher in der Konzeption zu suchen als in einzelnen Aussagen. Mitunter kann man solche Aussagen allerdings nur mit Kopfschütteln quittieren. So etwa jenes Kapitel mit zwei Seiten Text über das böhmische Judentum im Vormärz (S. 246–248), das an den Anfang eine „gewaltige Verfolgungswelle unter Kaiser Karl IV.“ setzt, die es bekanntlich gerade in den böhmischen Ländern im Unterschied zum Reich damals nicht gab. Kurioserweise wiederholt sich diese Desinformation zum Thema unter anspruchsvollen Überschriften noch einmal auf S. 460, wo ganze 23 Zeilen einer Kapitelüberschrift über „Die kulturelle Bedeutung des böhmischen Judentums“ folgen. Und darin ist dann auch noch ausgerechnet allein von zwei jüdischen Gelehrten mährischer Herkunft die Rede. Sind schon die historischen Aussagen im großen und ganzen nach dem Stand der Forschung nicht nennenswert, so geraten die anspruchlichen Überschriften zur Kunst- und Literaturgeschichte, gelegentlich auch unter dem antiquierten Gegensatzpaar von „Volkskultur und Hochkultur“, zu einer flüchtigen Aneinanderreihung oft unüberlegter Anmerkungen. So etwa: „Erwähnt sei noch, daß Robert Musil, der Autor des gewaltigen, Marcel Proust verpflichteten Romantorsos ‚Der Mann ohne Eigenschaften‘ – ein Meisterwerk des modernen deutschen Romans –, eine deutschböhmische Mutter hatte und der Romancier Erwin Guido Kolbenheyer eine egerländische Mutter“ (S. 471). Wer könnte diese Gegenüberstellung von Müttern denn anders als mit einer Glosse bedenken? Und was heißt es eigentlich, sachlicher werdend, wenn ein Romantorso einem französischen Autor „verpflichtet“ ist und doch zu einem modernen deutschen Meisterwerk gedieh? Damit sei, meint Prinz, „eine notgedrungene, sehr selektive Literaturübersicht mit einem qualitativ-ästhetischen Gegensatzpaar beschlossen, wie es schärfer wohl kaum gedacht werden kann“. Soll das heißen, Musil sei gut, Kolbenheyer schlecht? Oder umgekehrt? Oder gehört auch das zu jener aufregenden, am Schluß jedoch „katastrophalen Realdialektik“ der böhmischen Geschichte, die Prinz verhieß? Katastrophal erscheint mir, daß dem Schicksal der Juden in der ganzen Darstellung gerade nur eine Bildunterschrift gewidmet ist (S. 410). Das Wort Theresienstadt fehlt im Text.